

# «Es braucht noch viele Dehnübungen»

**Einen Reformstau** ortet die katholische Theologin Eva-Maria Faber bei verschiedenen Themen der Kirche. Sie ist dennoch zuversichtlich, dass sich bald etwas bewegt.

VON ANNA KAPPELER

*Frau Faber, die römisch-katholische und die evangelisch-reformierte Kirche verlieren seit Jahren Mitglieder. Woran liegt das?*

**Eva-Maria Faber:** Ich möchte diese Aussage relativieren. Es stimmt zwar, dass heute mehr Menschen aus der Kirche austreten als früher. Trotzdem, christliche Kirchen integrieren und mobilisieren in der Schweiz mehr Menschen als jede andere Institution. Nach der neuesten Statistik sind es 68 Prozent der Bevölkerung über 15 Jahren – das sind mehr als 4,5 Millionen Menschen. In absoluten Zahlen haben sich in der Schweiz noch nie so viele Menschen als katholisch bezeichnet wie heute. Wir vergleichen hier die Gegenwart immer noch mit einer Zeit, in der es in religiösen Angelegenheiten keine Wahl gab. Eine Zeit mit weniger Freizeitmöglichkeiten, in der Menschen sich auch sonst mehr für Vereine engagiert haben. Dahin will ich persönlich nicht zurück.

*Dass die Kirchen absolut gesehen zulegen, liegt am Bevölkerungswachstum und an den Zuwanderern. Keine Sorge, dass die Anzahl Austritte bei den Schweizern weiter steigt?*

**Faber:** Doch, mit weiterem Rückgang werden wir durchaus rechnen müssen. Die Unterscheidung in Schweizer und Zuwanderer widerspricht allerdings der kirchlichen Überzeugung.

*Aber wie kann diese Entwicklung gestoppt werden?*

**Faber:** Ich möchte da nichts stoppen, jedenfalls nicht, wenn das bedeuten würde, dass ich Menschen nicht das Recht zugesteh, sich in Sachen des Glaubens zu entscheiden. Natürlich tut jeder Kirchenaustritt weh, vor allem wenn jemand aus Enttäuschung und Protest geht.

*Was kann die Kirche ändern, damit möglichst wenig Leute aus Enttäuschung oder Protest gehen?*



Die katholische Kirche ist noch immer patriarchalisch. Eva-Maria Faber, die als erste Frau zur Rektorin der Theologischen Hochschule Chur ernannt worden ist, tritt für eine gleichberechtigte Teilnahme von Frauen an kirchlichen Prozessen ein. Bild Key

**Faber:** Es muss alles getan werden, um Missstände abzustellen: Missbrauch und seine Vertuschungen, Amtsmassnahmen, manchmal auch ganz konkret und individuell verletzender Umgang mit Menschen – dazu darf es nicht mehr kommen.

*«Die Kirche, das sind zuerst die Menschen selbst», sagten Sie einmal. Klingt gut, doch ist die Kirche nicht manchmal zu weit von den Menschen weg?*

**Faber:** Ich bleibe dabei: Kirche, das sind zuerst die Menschen, das Volk Gottes. Dann kommt es sehr darauf an, welche Erfahrungen jede Person selbst macht. Ich erlebe Kirche mit den Studierenden, die sich bei uns auf den kirchlichen Dienst vorbereiten. Ich bin stolz auf eine Kirche, die in Notsituationen, hier vor Ort und weltweit, sehr nah bei den Menschen ist. Ich sehe andererseits auch, dass in offiziellen Texten oft eine Sprache vorkommt, die schwer verständlich ist.

*Müsste sich die katholische Kirche nicht dringend reformieren? Indem sie etwa weibliche Pfarrerinnen zuliesse oder homosexuelle Beziehungen anerkennen würde?*

**Faber:** Es gibt einen Reformstau bei verschiedenen Themen und im Moment wohl auch bei zu vielen Themen auf einmal. Trotzdem habe ich die Hoffnung, dass gerade die kleinen Schritte, die seit 2013 mit Papst Franziskus möglich waren, eine Dynamik mit sich bringen, die sich nicht aufhalten lässt. Und

«Ich habe den Glauben entdeckt als einen Stachel, der mich immer neu auf die Suche schickt.»

meinerseits bin ich mit meiner theologischen Kompetenz bereit, mich dafür zu engagieren.

*Welche kleinen Schritte meinen Sie da konkret?*

**Faber:** Etwa im Zusammenhang mit der Synode: ein neuer Umgang mit den Menschen, die nach Scheidung wieder verheiratet sind.

*Über die Auslegung dieses Synodetexts wurde gestritten.*

**Faber:** Wer den Text redlich liest, wird dort eine Öffnung erkennen.

*Zu Ihnen persönlich: War für Sie immer schon klar, dass Sie Ihr Leben Gott widmen wollen?*

**Faber:** Ich würde es andersherum formulieren: Ich habe den Glauben entdeckt als einen Stachel, der mich immer neu auf die Suche schickt. Sowohl beruflich als auch in der persönlichen Spiritualität haben sich immer wieder neue Perspektiven aufgetan.

*Wie kann man sich Ihren beruflichen Alltag vorstellen?*

**Faber:** Ich lebe einerseits allein, ich habe keine Familie. Andererseits habe ich eine Dienstwohnung innerhalb der Hochschule in Chur und lebe somit nicht ganz privat zurückgezogen. Das finde ich für mich eine gute Mischung. Ich habe im Laufe meines Lebens die stille Zeit in meiner Wohnung immer mehr schätzen gelernt, für das Gebet ebenso wie für konzentriertes Arbeiten. Beruflich erfordern die Lehrveranstaltungen und ihre Vorbereitung viel Zeit. Ich bin aber auch für die Mitarbeit in verschiedenen Kommissionen und für Vorträge oft unterwegs.

*Mit Ihnen ist erstmals eine Frau zur Rektorin der Theologischen Hoch-*



**Zur Person**  
**Eva-Maria Faber**

**Die Referentin** Die katholische Theologieprofessorin an der Hochschule Chur, Eva-Maria Faber, spricht zum Thema «Beharrlich vorangehen – Glauben heute als engagierter Lebensstil». Sie beschäftigt sich beruflich etwa intensiv mit der Weltbischöpfungssynode, dem Treffen aller nationalen Bischofskonferenzen. **Das Referat** Auf Einladung der Vortragsgemeinschaft Schaffhausen ist Faber morgen Donnerstag, 16. März, um 18.30 Uhr in der Rathauslaube Schaffhausen zu Gast.

*schule Chur ernannt worden. Doch ist die katholische Kirche noch immer sehr patriarchalisch, die Synode etwa allein in Männerhand. Sehen Sie sich als Vorreiterin für die Sache der Frau in der Kirche?*

**Faber:** Im vergangenen Jahr habe ich mich zusammen mit anderen Frauen und Männern für das Projekt «Für eine Kirche mit den Frauen» starkgemacht. Das Projekt tritt für eine gleichberechtigte Teilnahme von Frauen an Beratungs- und Entscheidungsprozessen der Kirche ein.

*Bis zur Gleichberechtigung der Frau in der Kirche dauert es noch ...*

**Faber:** Ja, insgesamt sind Frauen benachteiligt – hier braucht es noch viele Dehnübungen in meiner Kirche. Doch es gibt Hoffnung: Bei der letzten Synode haben sich männliche Ordensobere dafür eingesetzt, dass ihre weiblichen Kolleginnen endlich ein Stimmrecht erhalten.

*Sie sind zuversichtlich, dass dies bald geschieht?*

**Faber:** Ich habe die Hoffnung, dass sich dies an der nächsten Synode 2018 ändert, ja.

**Generationen** Julia Häny über den Frauentag, ewig junge Frühlingsgefühle und das Karfreitagskonzert

## Frauen

Es war Frauentag, und ausser dem Stricken und Zurschautragen von kindischen rosa Strickmützen, die sofort auf allen Newsportalen erschienen, da einem ja offenbar sonst nichts einfällt, geschah eher wenig. Ob das Stricken von Wuschelpuschel in Pink in Zukunft den amerikanischen Präsidenten (und nicht nur ihn) daran hindern wird, sich gewollt schlichten Sexual- und Machtfantasien hinzugeben, glaube ich nicht. Im Gegenteil! Überall leuchten ihm die Symbole entgegen! Ausserdem trägt man, so denke ich, den Gleichberechtigungsschwung – wo nötig – lieber im Kopf als obendrauf.

Sonst war medial dann oft, mit Ausnahmen (Nicole Althaus im Zeitungsinterview der SN und im Vortrag an der Kanti), nur noch das Altbekannte angesagt. Eine Freundin schickte mir eine SMS mit einem Frauentag-Text, den ich unbedingt weiterverbreiten sollte, aber: Es nützt nichts, ganztags über dem Handy zu hängen und Ermunterungstexte zu versenden, statt sie zu leben. Also habe ich nichts versandt und zur Abwechslung mal



**Julia Häny**

wieder ein wenig Kurt Marti gelesen. Kurt Marti, Pfarrer und Schriftsteller, verstarb kürzlich. Ich habe ihn als Lyriker schon früh gelesen und geschätzt als einen, der festgegläubte Hierarchien radikal, intelligent, originell hinterfragte. Alles. Gott und die Welt. Kirche und Kirchenvolk. Reiche und Arme. Und eben auch Macht und Ohnmacht, Frauen und Männer. Marti konnte in seinem Gedicht über «die Not eines überaus dicken Mädchens» als Schlussstrophe schreiben:

«ach wäre ein gott  
ach wäre ein gott  
der fleisch wird im fleisch  
eines überaus dicken mädchens»  
Der Frühling, der ersehnte, ist da.

Der beste aller Ehemänner steht am freien Tag im Garten und schaut den Schneeglöckchen beim Wachsen zu – sonst gibt's noch nicht viel zu gärtner. Ich stehe daneben und sauge den ersten wärmenden Sonnenstrahl auf. Wie wäre es, wir zwei könnten wie Reptilien aus der verbrauchten Winterhaut schlüpfen und, jung und beweglich, einen kleinen Balztanz hinlegen? La-La-Land in Switzerland? Dazu würden die Vögel im Garten, die plötzlich wieder sehr hörbar sind, ihre Sturz- und Eilflüge zwischen den alten Obstbäumen und Hecken veranstalten, und Nachbars Katze käme den Zaun entlanggeschlichen, um die Möglichkeiten abzuchecken.

Frühling ist auch die Zeit vor Ostern, vor den Karfreitagskonzerten des Oratorienchors im St. Johann, dieses Jahr mit dem «Stabat mater» von Antonín Dvořák. Dvořák vertonte ein mittelalterliches Gedicht über das Leiden der Mutter Jesu beim Anblick seines Sterbens am Kreuz. Im Werk, diesem sehr traditionellen, vorreformatorischen Text, stellen sich die Betrachter der Szene als Mittrauernde, Mitlei-

dende vor allem in eine Beziehung zu Maria. In der Vertonung dann ist der erste und insgesamt auch wichtigste Schwerpunkt Marias Trauer in der Ursituation der furchtbaren Verkehrung des Erwarteten und Natürlichen, wenn nämlich das eigene Kind vor der Mutter stirbt.

Ein sehr aktuelles Werk, «Stabat mater».

Ja, da stehen sie, die Mütter, auch die Väter, und müssen erleben, wie ihre Kinder sterben. In Syrien, Afghanistan, Libyen, in Zentralafrika, in Mexiko und der Ukraine, im Jemen. Im Sudan. Auf der Reise in die ungewisse Zukunft auf Booten im Mittelmeer, in Containern, unter Lastwagen. Verhunger, ertrunken, erstickt. In international angeheizten Konflikten zerbombt, erschossen, auf der Flucht gestorben. «Kollateralschäden» von Drogenkriegen, mit Giftgas umgebracht, in Ermangelung einfacherster medizinischer Hilfe an Fieber und Durchfall zu Tode gekommen. Und auch bei uns: Kinder, die zu früh gegangen sind. Kein Ziel, kein Zweck, keine Not, kein Opfer, kein «Heldentod» kann den Schmerz über

dieses Sterben aufwiegen. Es ist einfach nur schrecklich. Punkt.

Eine Chorsängerin erzählt mir, sie habe eine Kollegin, die das Werk nicht mitsingen könne, weil sie dann weinen müsste, und das gehe doch nicht. Gefühle zulassen? Warum nicht, als Zuhörerin, im Konzert oder zu Hause mit der CD? Wenn wir hingegen als Chor ein Werk aufführen, geben wir dem Geschehen, dem Gefühl viele Stimmen und hoffentlich auch eine Würde. Das ist dann nicht mehr zum Heulen, sondern hat eine Schönheit, die ergreift und die auch Freude ermöglicht. Das darf und soll Musik ja gerade: jede menschliche Gefühlslage erfassen und überhöhen, uns im Inneren berühren und zusammenführen.

Dvořák hat im «Stabat mater» den existenziellen Schmerz anklagend, tröstlich und erhaben zu Kunst werden lassen. Das solltet ihr Euch anhören.

Und Kurt Marti? Er wusste ja, dass in Galiläa vor 2000 Jahren ein Mädchen seine Stimme wohl kaum hätte öffentlich und wirkungsstark erheben dürfen. Und heute?